

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 13

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 13
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. April 1937

Heft 13

Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Sehe deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber. Theodor Storm.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

13

Es regnete noch. Nur schlugen die Tropfen den zweien, die vom Pfarrhause gegen die Hütte der Magdalena Gredig stiegen, nicht mehr ins Gesicht, da der Wind sie nicht peitschte. Fadengerade, dicht und schwer fiel dieser Regen, der auf den Bergen zu Schnee wurde, kalt war und einen schauern machte.

Magdalena Gredig hielt sich hinter Huldreich Rot. Ihr Gang zeigte, daß sie zitterte. Ein Schirm schützte sie. Um den Kopf trug sie ein schwarzes Tuch gehüllt. Das Gesicht, das aus diesem Tuche sah, war weiß und marmorn, ähnlich dem einer Nonne. Leise regte sich beim Gehen das Haar über der Stirn.

Huldreich Rot ging in seinen Mantel gehüllt, die Kapuze übergezogen. Der Mantel hatte nicht Zeit gehabt zu trocknen, denn es war kaum eine Stunde vergangen, seit Rot Ulrich Widmer verlassen hatte.

Magdalena hatte sich geweigert, ihm zu folgen. „Er tötet mich“, hatte sie gestammelt. Dann schmälte Huldreich sie leise. Er werde sie ja begleiten! Ob sie dem einstigen Gatten nicht zu den Menschen zurückhelfen wolle?

Er schilderte ihr hierauf die Nacht, die er mit Ulrich zugebracht und sprach von seiner Hoffnung, ihm durch die Liebe und Geduld, die sie beide ihm jetzt erwießen, ein gutes Andenken auf den Weg zu geben. Es werde ihm eine Erinnerung sein, die

ihm vielleicht noch manchmal wohl tue und ihm über böse Stunden hinweghelfen könnte. Da gab sie nach. Sie legte auf einmal ihr Tuch um und fragte still: „Gehen wir?“

Huldreich sah nicht, daß ihr die Zähne zusammenschlugen, als sie das Haus verließen.

Auf dem Wege sprachen sie nicht. Als sie an der Hütte anlangten, legte Rot ermunternd und stützend den Arm um die junge Frau. Er sah, daß sie wankte, als ob sie fallen wollte. Sie sah ihn an und lächelte. Ihr Mund verzerrte sich bei dem Lächeln.

„Nein doch,“ tröstete Huldreich. „Ich bin ja bei Ihnen.“

Er trat zuerst in die Stube.

Ulrich Widmer saß an der gleichen Stelle, wo er ihn in der Nacht gefunden hatte. Sein Mantel, den Huldreich vorher nicht gewahrt hatte, lag auf der Wandbank, die hinter dem Tische stand. Das graue Licht des trübseligen Tages drang in die Stube, aber diese hatte so viele Fenster und war so blank bis in jede Ecke, daß sie fast heller erschien als die unterm Regen liegende Straße.

„Guten Tag, Ulrich,“ sagte Magdalena mit schwacher Stimme. Sie blieb inmitten der Stube stehen und hielt mit beiden Händen das Tuch vor der Brust fest, das sie noch immer über dem Kopf trug. Die weißen, schmerzhaften Hände leuchteten aus dem schwarzen Tuche. Magdalenas Haltung war demütig, als sei sie die Schuldige und erwarte die Strafe.

Ulrich sah sie nicht an. Der Zorn lohte rot über sein Gesicht. „Warum kommst du nicht allein,“ fragte er. „Warum ist er wieder bei dir?“

Huldreich fiel ihm mit seiner mahnenden, zu Herzen gehenden Stimme ins Wort: „Lassen Sie uns friedlich miteinander reden, Widmer.“

Ulrich achtete nicht auf ihn. Noch immer saß er geduckt, finster, in störrischem Trotz da. Er warf unter den schweren Brauen hervor zornige Blicke auf seine Frau und murrte: „Siehst du, daß du falsch bist! Warum hast du ihn mitgebracht? Was tut er dabei?“

Magdalena blickte hilflos nach Huldreich zurück, aber sie rührte sich nicht von der Stelle.

Huldreich stand unschlüssig. Sollte er jenem den Willen tun und ihn mit der Frau allein lassen? Wieder kämpfte in ihm die Erkenntnis, daß er Widmer Vertrauen zeigen müsse gegen eine unbestimmte Furcht, Magdalena ohne Schutz zu lassen.

„Warum hast du dich scheiden lassen?“ fragte

indessen Widmer Magdalena immer in gleichem Tone.

Darauf kam ihm eine Antwort. „Weil ich mich vor dir fürchtete.“ In ihren zitternden Worten lag zugleich die Bitte, sie nun wieder hinausgehen zu lassen.

Er lachte eigentümlich, gleich einem Vrsinnigen in sich hinein. „Haha! Falschheit! Falschheit! Ich wollte einmal einen sehen, der nicht lügt!“

Dann hob er das Gesicht, und es war fürchterlich anzusehen, so von Wut und Hohn war es entstellt. „Wie ich alles hasse, was Mensch heißt! Dich! Den da! Alle, mit denen ich je zu tun gehabt habe. Mich selbst! Pfui! Pfui! Was für Larven gehen auf der Welt herum!“

Sein Haß loderte ihm aus den Augen. Er schüttelte ihn förmlich.

Huldreich trat unwillkürlich neben Magdalena, die einen Schritt zurücktaumelte. Rot sah, daß alles, was er die Nacht vorher zu diesem Menschen gesprochen hatte, in den Wind geschlagen war. Der da vor ihm hatte sich von aller Welt losgesagt und allen Menschen den Krieg erklärt! Der glaubte an nichts Gutes mehr! Auch an sich selbst nicht mehr! Eine jähe innere Not erfaßte Huldreich.

„Sie schmähen uns ungerecht,“ sagte er mit unsicherer Stimme. „Wir meinen es ehrlich mit Ihnen.“ Die Rot seines Herzens schrie aus diesen Worten.

„Falschheit, Pfaff, nichts als Falschheit!“ schrie der andre dagegen.

Menschenglauben kämpfte gegen Menschenhaß, und hilflos stand Magdalena zwischen den Männern.

„Komm doch näher, wenn du es ehrlich meinst,“ schrie Widmer sie an.

Unwillkürlich, in der Verwirrung des Augenblicks tat sie einen Schritt vorwärts.

Da geschah es.

Blickschnell griff Widmer unter den Mantel, der neben ihm lag. Rot wußte nachher nie, wie es möglich gewesen. Der Schuß krachte im Augenblick, da er die erhobene Pistole sah und Magdalena beiseit reißen wollte. Magdalena fiel ohne Schrei, nur mit einem Seufzer, der fast wie ein Laut der Erlösung war, als tue es wohl, daß die Furcht nicht mehr dauere und das Verhängnis sich erfüllt.

Huldreichs erster Gedanke war, der Stürzenden beizuspringen. Er erreichte sie noch, ehe der Körper zu Boden schlug. Einen Augenblick war er durch die Last der Verletzten völlig wehrlos. Er

hielt sie mit beiden Armen und ließ sie langsam zu Boden gleiten.

Widmer war aufgestanden und sah auf die beiden nieder. Der furchtbare Ausbruch aller Leidenschaften hatte sich noch nicht erschöpft. Wie Flammen eines wilden Feuers wuchs er und loderte gleichsam über seinem Haupte empor. Er schwang seine Waffe. „Ein paar Lügner weniger!“ schrie er. Sein Gesicht war wild, von Zorn überloht.

Huldreich wußte, daß er selbst in Gefahr stand. Er fürchtete sich nicht, aber er begann sich aufzurichten und wendete sich dem Wütenden zu. Da fiel der zweite Schuß. Ulrich Widmer schlug schwer wie ein Klotz neben den Stuhl, auf dem er gesessen. Dieser Stuhl flog seitwärts, von der Last seines Körpers getroffen. Dann war es still.

Huldreich Rot stand jetzt aufrecht. Einen Augenblick spürte er nichts, ihn fror nur. Dann schüttelte ihn das Grauen. Er warf einen wilden Blick in das Zimmer. Es war ihm, als fasse er mit den Händen nach zwei stürzenden Menschen und griffe in die leere Luft. Die er zu halten meinte, waren ihm entglitten. Ein Empfinden gähnender Leere packte ihn. Er war leichten und starken Fußes einen Weg gegangen, und plötzlich hatte ihn ein Schlag vor die Stirn gestellt und betäubt.

Die zwei Getroffenen lagen reglos zu seinen Füßen. Es sickerte etwas am Boden, das er nicht erkannte. Sie selber lagen stumm und leblos. Diesen beiden hatte er, Huldreich, Gutes tun wollen! Er war in ihr Leben getreten und hatte sie zu betreuen gesucht. Hatte sich am Gedanken gefreut, daß sie seiner bedürften! Nun hatten sie etwas getan, an dem er keinen Teil mehr hatte. Er stand beiseite gestoßen. Sie waren an ihm vorbeigegangen und hatten seiner nicht geachtet. Er hatte Magdalena in ihrer höchsten Not nicht helfen und nicht hindern können, was der dort, der andre, tat! Das Frieren kam ihn wieder an.

Dann begab er sich langsam, mit unsicheren Schritten aus der Stube. Er wußte kaum, was er tat. Bleich und verstört lief er durch die Straße von Waldenz. Der Gemeindevorsteher, zu dem er sich begab, um ihm den Vorfall anzuzeigen und Leute zu holen, sah ihn an und erschrak. Es war, als ob das graufige Ereignis dem jungen Geistlichen den Verstand geraubt. — — —

Ulrich Widmer und Magdalena, seine Frau, waren tot und wurden begraben. In keinem von beiden hatte der herbeigerufene Arzt noch Leben gefunden. Ganz Waldenz war ein paar Tage in

Aufruhr. Die Nachricht von dem Verbrechen machte ihren Gang durch die Zeitungen und durch das Land. Viele horchten auf, bedauerten und erschrafen. Die Opfer gehörten den besseren Ständen an. Man wunderte sich über seinesgleichen.

Der Sturm der Erregung verebbte nach den paar Tagen. Neue Ereignisse verdrängten das eine. Auch die von Waldenz fanden sich in ihre Alltäglichkeit und Ruhe zurück. Nur der junge Pfarrer ging wie ein Kranker herum. Seine Stirn war immer sinnend geneigt, und während er sein Amt mit gewohnter Pflichttreue versah, erschien er denen, die ihn kannten, sonderbar zerstreut, als ob er einem schweren Rätsel nachgehe.

Frau Jakobea wußte, was mit ihrem Sohne vorging. Ihre Blicke folgten ihm unbemerkt. Sie sah, daß er, der seines Herzens großen Reichtum verschwenderisch unter die Menschen trug, die erste Enttäuschung erlebt und daß er Mühe hatte, sie zu überwinden. Frau Jakobea preßte die herben Lippen zusammen. Das war der Anfang seiner Lehrjahre!

Indessen erwachte Huldreich Rot allmählich wie aus einem bösen Traume. Noch vermochte er seinen Geist von dem, was in der Hütte der Magdalena Gredig geschehen, nicht loszumachen. Er quälte sich mit Vorwürfen, daß er die arme Frau ihrem Manne nicht hätte zuführen sollen, und daß er letzterem zubiel vertraut hatte. Aber weit mehr gab ihm die Erkenntnis zu denken, daß er beiden Toten nichts gewesen war, daß ihre Geschicke sich erfüllt, ohne daß er eingzugreifen vermocht, und daß sie, auf den Gang ihrer eigenen Schicksale blickend, seiner gleich einem Fremden vergessen hatten. Es war natürlich, daß er dann an seinem Verhältnis zu den beiden ihm verloren gegangenen dasjenige zu den übrigen Menschen maß. Eine seltsame Scheu ergriff ihn plötzlich, als er an seine Freunde dachte. Täuschte er sich und galt er auch ihnen nicht, niemandem viel? Diese Frage leuchtete in seinem Innern auf wie ein jäher Blitz.

Aber sie verschwand auch wie ein solcher.

Er war kein Schwächling. Die Kraft seines Menschenglaubens erhob sich in ihm und kämpfte wider seine anfängliche Verzagtheit an. Wie ein lachender, jugendstarker Ringer einen schwachen Gegner, überwand sie diese spielend. An seiner Arbeit fand sich Rot in seine Zuversicht zurück.

Die Scheu, die ihn beseelt und die Zweifel, die ihn gepeinigt, hatten sich indessen eine Zeitlang

im Verkehr mit den Freunden bemerkbar gemacht.

Reinhard fand ihn wortkarg.

Johanna Deutsch erschrak mehr vor ihm als bisher; es war ihr, als sei in seinen Zügen eine größere Strenge. Sie zitterte innerlich; denn sie war ihrer selber nicht sicher. Im Glauben, daß er ihr grolle, erschrak sie auch vor sich selbst und der Erkenntnis, daß es schon so weit mit ihr war und die Zeit da, da Pfarrer Rot Ursache hatte, ihr zu zürnen.

Der Frau Trina Stolz erschien Huldreich unfreundlich. In ihrer geraden und nichts verbergenden Art jedoch sah sie ihn offen an und fragte, was er gegen sie habe.

Huldreich war überrascht und schmerzlich berührt. Hatte er ihr unrecht getan?

„Ich mag kein Mißtrauen zwischen so guten Freunden,“ fuhr Frau Trina fort. „Wenn einer von beiden etwas auf dem Herzen hat, mag er es sagen.“

Huldreich schlug die Augen zu Boden. Die starke Frau faßte ihn hart an. Er fühlte, als ob sie ihn aus einem Traume wach geschüttelt und wußte plötzlich, wie zurückhaltend er gewesen.

„Lassen Sie mir Zeit,“ stammelte er. „Das Fürchterliche, das mit Frau Gredig geschehen ist —“

Er stockte.

Frau Trina tat einen tiefen Blick in seine empfindsame Seele. Sie war mit viel eigenen Sorgen beschäftigt, auch war das Grüblerische des andern ihrem eignen, auf Tatsachen gehenden Wesen fremd, und sie vermochte es nicht zu verstehen, lächelte wohl heimlich darüber. Jetzt aber tat er ihr leid. Sie begann laut und heiter, wie es ihre Art war, ihm zuzusprechen. „Bah, bah, bah! Mitleid mit andern sei wohl recht! Aber was geschehen sei, sei geschehen. Und mit Kopfhängen sei es nicht mehr zu ändern!“ Sie bot ihm so mit ermunternden, mütterlich überlegenen und gutmütig scheltenden Worten gleichsam eine kräftige Hand, an der sie ihn aus dem Dunkel seiner Trauer und Bedrängnis an das Tageslicht neuen Lebensmutes zog. Ihre Gesellschaft wirkte aufheiternd auf ihn. So war sie die erste, die ihm über seine innere Zerworfenheit hinweghalf.

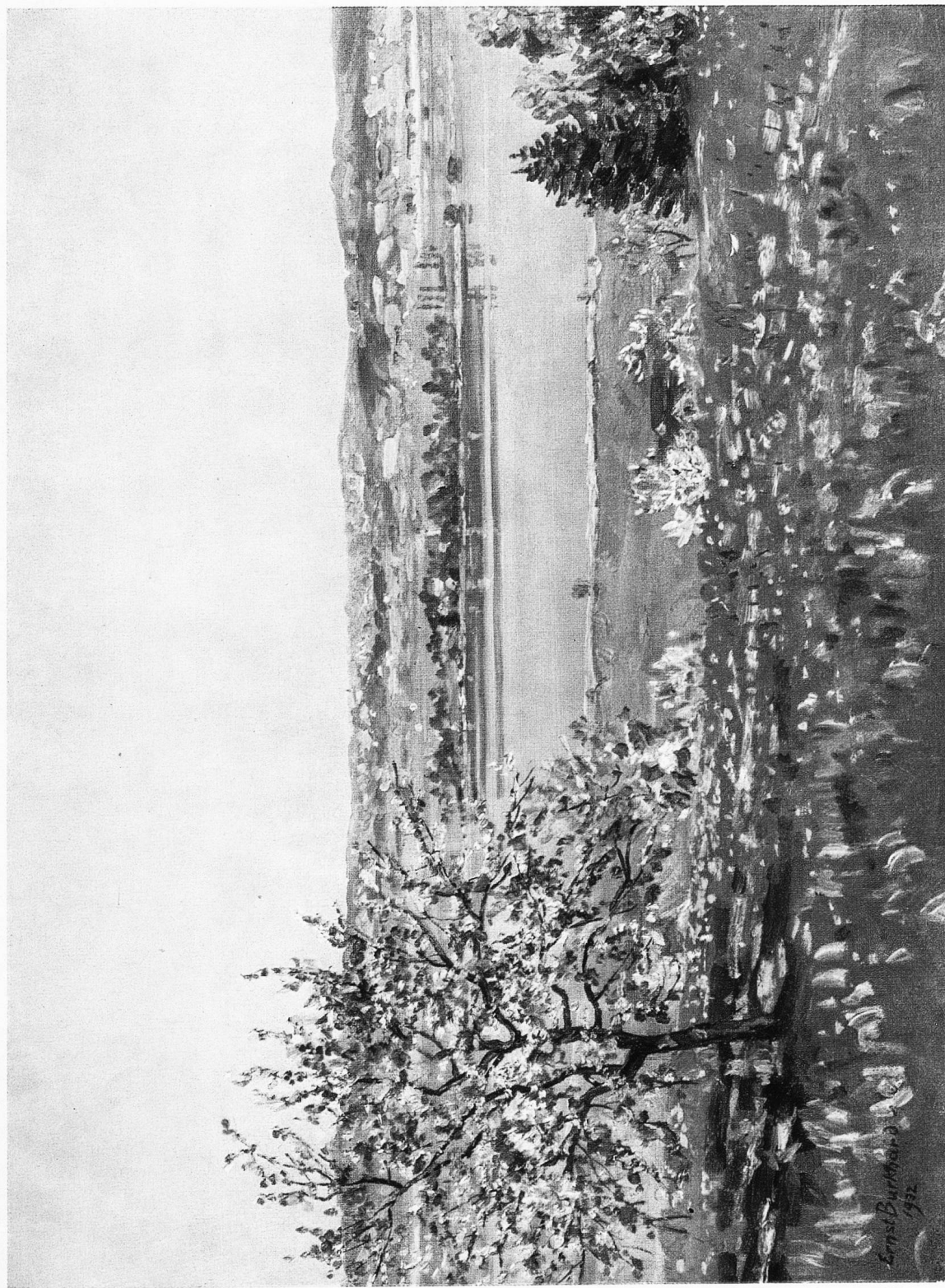
Auch Meta Hartmann hatte Rot in diesen Tagen verändert gefunden. Ihre Liebe zu ihm war stark wie am ersten Tag, aber diese Liebe war gleichsam blind und taub; denn allerlei Bedenken stürmten gegen sie an, und sie wollte sie nicht hören. Die innerliche Unruhe, die Meta seit

jenem Gespräch mit dem Vater anhaftete, wich nicht von ihr. Wenn sie zu grübeln begonnen hätte, so würde sie sich schwer wieder davon losgemacht haben; denn sie kannte die Gewalten, die in ihrem Leben sich jetzt entgegenstanden: Huldreichs Bestreben, sie für seinen Glauben und sich selbst zu gewinnen, ihre eigne Unsicherheit und des Vaters Widerstand. Weil Nachdenken ihr diese Gegensätze scharf und schärfer zeigte, scheute sie sich vor diesem Nachdenken. Blindlings also gab sie sich noch immer dem Glücke hin, das die Liebe Huldreichs für sie bot.

Nun hatte nach dem Ereignis in der Gredighütte Trübsinn Huldreich überfallen. Etwas wie Angst und Mißtrauen war in seinen Augen, wenn er sie, Meta, anschaute. Sie empfand, daß sein Blick ihr öfter noch als sonst und mit anderm Ausdruck als früher folgte. Während sie sich häufig, sei es im Pfarrhause, sei es auf ihren gemeinsamen Gängen sahen, stand er manchmal plötzlich vor ihr still und fragte, ob sie ihn wirklich liebe. Jener Ausdruck der Angst und des Mißtrauens leuchtete dann deutlich aus seinen Augen. Sie antwortete ihm erstaunt und mit scheuer Zärtlichkeit. Dann kam auch in sein Wesen eine größere Leidenschaft. Er zitterte im Übermaß seines Glücksgefühls, aber auch in einer Art wilder Sehnsucht, etwas festzuhalten, was vielleicht nicht dauern könnte.

Hatte Meta durch doppelte Liebe seine Unruhe zu besiegen gesucht, so kamen nun aber für sie Augenblicke des Alleinseins, in denen sie sich nicht enthalten konnte, über sein verändertes Wesen nachzudenken. Dadurch geriet sie in jenes Grübeln, das sie hatte vermeiden wollen, und von den Gedanken über sein Wesen kam sie zu denen über ihr Verhältnis zu ihm und über Für und Wider ihrer Vereinigung mit ihm.

Inzwischen hatte Huldreich sich selbst wieder gefunden. Sein Lebensmut kehrte in seiner ganzen Stärke zurück. Ja, es zwang ihn etwas, nun, da ihm zwei Menschen verlorengegangen, doppelt fest an denen zu halten, die er noch besaß. Wenn das Dorf Waldenz jahrhundertlang erhalten blieb, so konnte es keinen aufopfernderen Seelsorger finden, als es jetzt eignete. Huldreich Rot gab, was er an Jugend und Kraft besaß, und viel von seinem irdischen Besitz den Armen und Kranken. Seinen nahen Freunden war er ein nie versagender Vater und Helfer. Schmidlin, der Sigrift, verlor seine Maske ganz vor Staunen über die Güte seines Vorgesetzten. Der alte



Grübling am Zürichsee. Blick auf die Insel Ufenau.

Nach einem Gemälde von Ernst Burckhard, Richterswil.

Vierfarbendruck von Müller, Werder & Co., Zürich.

Steiner wich ihm aus, weil er sich in seiner Schwachheit vor ihm, dem Rastlosen, schämte.

In denselben Tagen äußerte sich Frau Trina Stolz verwundert zu Huldreich, der sie auf einen bösen Verstoß ihres Architekten aufmerksam gemacht: „Verstehen Sie alles, junger Freund?“ Da blitzte sein schönes, mutiges Auge, und er erwiderte: „Das ist das schönste, viel verstehen zu lernen!“

Reinhard Fehr rühmte den Freund und Pfarrherrn in allen Gassen und in seiner feurigen, vielleicht etwas überschwenglichen Weise. Huldreich aber, der sonst der ernstere, zurückhaltendere von beiden war, paßte sich jetzt mehr dem Freunde und seiner heiteren Art an und überwand damit einen Rest von Scheu auf Seiten Reinhardts. Ihr Verkehr wurde vertrauter denn je.

Auch Meta Hartmann erlag aufs neue der Macht seiner Persönlichkeit. Sie hörte, was er im Dorfe Gutes tat. Wo sie hinhorchte, tönte sein Lob. Sie selbst aber sah bei jeder Begegnung, welch ein herrlicher, allem Hohen und Schönen zustrebender Geist in ihm wohnte. Was er sprach, verriet seinen scharfen Verstand und die schlackenlose Reinheit seiner Seele. Er bewies ihr stets die gleiche, ehrfürchtige und doch große Liebe. Zuweilen äußerte er, wie sehr es ihn bemühe, daß diese Liebe heimlich sein müsse, und dann wies er wohl wieder auf den einzigen Weg hin, der ihnen blieb. Aber er drängte nicht. „Es muß von dir kommen, mein Mädchen,“ sagte er eines Tages, „freiwillig und aus dir selber, wenn du meinen Glauben zum deinen machen willst.“

Und wieder einmal machte er sich in ihrem Beisein Vorwürfe, daß er je das Opfer des Glaubenswechsels ihr zugemutet, und entschuldigte sich, indem er ihr dartat, wie er auf diesen einzigen Weg auch um ihretwillen, die ihn so liebte, verwiesen.

Meta führte diese Gespräche nicht weiter. Sie überließ sich, wann immer ihre Gedanken es zugeben, dem frühern Zustand blinden, glücklichen Träumens. So ging sie mit geschlossenen Augen den wundersamsten Weg ihres Lebens. Sie war innerlich völlig gewiß, daß sie nie wieder einen ebenso schönen gehen werde!

An einem Spätsommertage führte Hartmann, der Säger, seiner Tochter einen Gast zu. Er selbst war auf einer Reise gewesen und hatte große Abschlüsse gemacht, die seinem Betrieb auf Jahre hinaus Arbeit sicherten. Sein Hauptkunde war ein Baumeister und Unternehmer in einer großen Stadt der Talgegend. Diesen nun brachte er zu

Besuch nach Hause. Sie wollten hier eines ihrer Geschäfte noch vollends erledigen, erklärte Hartmann. Sein Gesicht zeigte keinen Zug, der auf einen Hintergedanken hätte schließen lassen. Dennoch tat Meta die Augen weit auf, und um ihre feinen Rüstern ging ein witterndes Blähen. Es war das erstemal, daß der Vater Gäste zum Bleiben ins Haus lud. Von Hans Sidler, dem Baumeister, sagte er gleich bei seiner Ankunft mit knappen Worten: „Er wird ein paar Tage da bleiben.“ Lag es im Ton seiner Stimme oder im scharfen Blick seiner Augen, sowohl Frau Elise wie Meta wußten ohne weitere Worte, daß sie einen bemerkenswerten Besuch bekamen und daß der Vater wünschte oder befahl, diesem Besuch ganz besondere Ehre anzutun.

Der Gast wurde, ohne daß er die Frauen zu sehen bekam, von Hartmann selbst auf sein Zimmer geführt, das im Hause bereit stand, obwohl es noch nie vorher benutzt worden war. Dann rief der Säger sowohl Frau als Tochter nach der guten Stube, zeigte ihnen die Ankunft Sidlers an und bemerkte, daß der Fremde in kurzer Zeit herunterkommen werde. Frau Elise geriet in einige Aufregung und eilte hinweg, um sich in Staat zu werfen. Meta wandte sich scheinbar ruhig und wortlos an eines der Fenster und sah durch die Scheiben in den Garten hinunter, während Hartmann seine Zeitung aus der Tasche zog, sich in einen der Lehnstühle setzte und zu lesen begann. Sie erwarteten so den Gast. Auch Frau Hartmann kam bald zurück.

Meta war nicht so ruhig, wie sie sich stellte. Sie fühlte, daß etwas in der Luft lag. Eine bestimmte Absicht war hinter des Vaters Tun! Sie kannte den zielbewußten Mann zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte, daß er nichts ohne Berechnung tat. Es zeigte sich aber auch aufs neue, wie sie ihrem tatkräftigen, in seiner Entschlossenheit rücksichtslosen Erzeuger innerlich fremd war. Sie empfand keine Spur von Furcht; vielmehr erwachte jetzt in ihr eine edle und heiße Tapferkeit, die in ihrem Charakter lag, und vermischte sich mit einer andern allgemein menschlichen Eigenschaft, der Neigung zum Widerspruch.

Das Bild Huldreichs trat vor ihr inneres Auge. Diesen wollten sie ihr nehmen! Einen Fremden ihr zuführen! Ein mutiges Rot wärmte ihre Wangen. Wenn der Geliebte jetzt eingetreten wäre und ihr gesagt hätte: „Wähle zwischen mir und dem Vater!“ Sie würde ohne Zögern, ja

ohne das geringste Herzeleid sich von den Eltern losgesagt haben und an seine Seite getreten sein. Vielleicht hatte sie Huldreich nie so geliebt wie in diesem Augenblicke.

Indessen ließ Hans Sidler länger auf sich warten, als sie angenommen hatten. Ihre Erwartungen wurden dadurch nur angespannt. Ohne daß sie es voneinander wußten, machten dabei Meta sowohl wie ihre Mutter sich ein Bild von dem Erwarteten und kamen beide zu einer sehr ähnlichen Vorstellung: Baumeister und Unternehmer! Das waren Leute, die von unten heraufkamen, selbst mit Mauerkelle oder Winkelmaß hantiert hatten und bis in ihre alten Tage gleich Hartmann, dem Vater, in ihrer Erscheinung die Merkmale ihres Berufes trugen.

Endlich kamen Schritte über die teppichbelegte Steintreppe und näherten sich dem Zimmer.

„Er kommt,“ sagte Frau Elise, begab sich sorgfältig in eine Empfangsstellung und ordnete die Falten ihres Kleides. Hartmann blieb sitzen und las weiter. Meta hörte nicht auf, aus dem Fenster zu sehen. Halb mußte sie lächeln, halb überrieselte sie ein Gefühl des Widerwillens. Sie liebte den Verkehr mit halbgebildetem Volk nicht, mit Bauern nicht! Ein Bauer war der sicher, der da kam!

Jetzt ging die Tür. Sie hörte die zuckersüßen Begrüßungsworte der Mutter, die in ihrer Vielzahl und Geläufigkeit wie gewöhnlich etwas Unfeines und Ungeschicktes hatten. Mit gewollter Langsamkeit und Gleichgültigkeit wendete sie sich um.

Hans Sidler war eben mit Frau Elise fertig geworden und schaute nun zu ihr hinüber. Er lächelte kaum, sah etwas gelangweilt, auf alle Fälle kühl und überlegen aus und hatte in seinem Außern nichts, gar nichts von dem, was die Frauen sich vorgestellt hatten. Er gab Meta eine große, gepflegte Hand, die aus tadelloser farbiger Manschette sah. Während der Begrüßung sprang ein leises Interesse in seine graublauen kühlen Augen, und es war, als ob ein paar Worte, die er dem Gruße folgen ließ, etwas wärmer klängen als dieser. Dann aber nahm er ohne Umstände einen Stuhl und setzte sich Hartmann gegenüber, der aufgestanden war und die Frauen vorgestellt hatte. Bald war ein Gespräch über die Reise, die Gegend und dergleichen im Gang. Sidler richtete einige Male das Wort an Meta, sichtlich über ihre Anwesenheit vergnügt. Diese aber sprach nicht viel. Ihre Gedanken hatten Arbeit.

Sie war überrascht. Kampfbereit, ja kampfesmutig hatte sie dem Eintritt des Gastes entgegen gesehen. Nun war ihr plötzlich, als habe jemand mit einem freundlichen, leicht spöttischen Lächeln gesagt: Warum so kriegerisch! Es ist doch nicht Not für irgendeine Erregung.

Unbemerkt — sie saß so im Hintergrunde, daß sie ihn von der Seite ansehen konnte — betrachtete sie Sidler. Er war auffallend groß, blond und hatte einen kleinen kurzgeschnittenen Schnurrbart. Sein Haar war sorgfältig an den Schädel gekämmt. Sorgfalt war ein Merkmal an ihm, lag in seiner Kleidung, dem Anzug von englischem Stoff und Schnitt, der roten Krawatte, den glänzenden Schuhen, aber auch in den gemessenen, sicheren Bewegungen und einer leichten Von-oben-herab-Manier, die der Städter dem Landbewohner gegenüber, ohne es zu wissen, annimmt.

Sidler rühmte jetzt Hartmanns Besitztum, das er von seinem Fenster aus zum Teil übersehen. Darauf kam er auf die Stille der Gegend zu sprechen und meinte, es sei Meta wohl schwer gefallen, sich hier einzuleben, nachdem, wie er gehört habe, sie auswärts erzogen worden sei.

„Sie hat eine große Freundschaft am Ort,“ fiel Hartmann hier ein. „Sie ist für das Waldenser Pfarrhaus begeistert.“

Diese Bemerkung war voll gutmütigen Spottes. Sidler ging mit einem Lächeln darüber hinweg. In Meta aber klang sie wider, und es schien ihr wie eine neue Mahnung des Vaters, daß sie seine Absicht verstehe. Sie erkannte immer mehr, daß sie vor einer Wendung ihres Schicksals stand.

Der Gast, nachdem er sie nun abermals ins Gespräch gezogen, wendete sich bald noch mehr ihr zu. Es war leicht ersichtlich, daß sie ihm unter den drei Anwesenden die bemerkenswerteste Persönlichkeit war. Sie unterhielten sich lebhaft, obschon Sidler eine lässige, langsame Art zu sprechen hatte. Allmählich sickerte aus seinen Worten manches hindurch, was über ihn und seine Verhältnisse Aufschluß gab. Er hatte sein ausgedehntes Geschäft vom Vater übernommen. Alte, treue Angestellte standen ihm zur Seite. „Es geht von selbst,“ sagte er beiläufig von diesem Geschäft, und man erriet, daß er sich seiner nicht mehr groß annahm. Dennoch vermochte man sich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß er noch Einblick hatte und mit seinen scharfen Kenntnissen jeden Augenblick einzugreifen vermochte. Als man nun bald danach ins Eßzimmer ging, wo die

Abendmahlzeit bereitstand, setzte sich die Unterhaltung fort. Sidler beherrschte sie. Er kam auf ein Gesprächsthema, das ihm am Herzen zu liegen schien, auf Sport, und erzählte von Pferden und Hunden. Meta hörte aufmerksam zu. Sie liebte schöne Tiere. Sidler hielt Rennpferde. Er erzählte ohne Prahlerei von dem und jenem Preis, den sein Stall sich geholt. Das Großzügige, das in seiner Art zu leben war, weckte in Meta ein Gefühl halb von Neid, halb von Bewunderung. Der Abend verging ihr, sie wußte nicht wie. Auf einmal erhob sich der Gast und wünschte gute Nacht.

Als er gegangen war, verließ auch Meta das Zimmer und begab sich in das ihrige. Der Kopf war ihr unklar, aber sie schritt mit einer seltsamen, wiegenden Anmut über den Flur. Ein Hang zur Großartigkeit war stets in ihr gewesen. Großstadtlust hatte heute in den väterlichen Zimmern geweht. Sie fühlte sich wohl darin, und unwillkürlich trug ihr Wesen etwas von dem Stolz und der Überlegenheit einer Weltdame, während sie jetzt diese Umgebung verließ.

Hartmann und seine Frau blieben allein in der Stube zurück. Hartmann zog ein Notizbuch aus der Tasche und begann mit Bleistift Zahlen hineinzuschreiben. Frau Elise nahm ein paar zierliche silberne Dessertschalen, die auf dem Tisch gestanden hatten, hinweg und schloß sie in einen Schrank.

„Ein paar Tage bleibt er hier, sagst du?“ fragte sie ihren Mann in bezug auf den Gast.

Hartmann nickte zur Antwort.

„Dauert das Geschäft so lang?“ fragte sie weiter.

„Das eine allein nicht. Das andre ja! Er will sich Meta ansehen,“ sagte der Gäger. Er hörte nicht auf zu rechnen, sondern sprach das nur so

nebenbei, derweilen mit dem Bleistift auf dem Tische trommelnd.

„Was ist er denn?“ wollte Frau Elise wissen.

„Ein guter Katholik,“ erwiderte der Rechnende kurz. „Zudem der Mann, der zu Meta paßt!“

Frau Elisens gepudertes Gesicht rötete sich. Mit vorgebeugtem Oberkörper und gestrecktem Hals, als dürste ihr nichts entgehen, kam sie näher. Sie fragte, wieso Sidler von Meta erfahren habe, wie ein so vornehmer Städter sich um das Mädchen bemühen könne. Die Leidenschaftlichkeit ihrer Neugier sah aus jedem Wort und jeder Bewegung, doch lugte auch eine Art gedämpfter Furcht hervor; Hartmann pflegte seine Frau in strengem Zügel zu halten.

Jetzt erzählte er indessen willig, er habe Sidler von seiner Tochter gesprochen, da er wisse, daß jener eine Frau suche. Sidler brauche, trotz seines einträglichen Geschäftes, Geld in die Ehe. Meta ihrerseits bedürfe eines Mannes, der es im Leben groß gebe. Aus dem allem habe er dem jetzigen Gaste gegenüber kein Hehl gemacht. So sei er hergekommen. Jetzt möge abgewartet werden, wie alles sich entwickle.

Hartmann sprach über die Angelegenheit mit derselben Kühle, mit der er jedes beliebige Geschäft abtat. Frau Elise war gewiß, daß er mit den gleichen nackten, in ihrer Offenheit rücksichtslosen Worten zu Sidler gesprochen hatte. Ihre Eigenliebe empörte sich ein wenig gegen das Verhandeln des Kindes; aber sie wagte keinen Einwand. Zudem lag in den Augen Hartmanns ein Ausdruck, der verriet, daß in seinem Kopfe noch manches vorging, was er nicht gesagt hatte, und Frau Elise anerkannte die geistige Überlegenheit ihres Mannes zu sehr, als daß sie in seine Pläne hineingeredet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth.

Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt;
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag ich an,
Sie hat nicht wohlgetan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang ich an?

Für all mein Stolz und Freud
Gewonnen hab ich Leid.

Ach, wär das nicht geschehen,
Ach, könnt ich betteln gehen

Über die braune Haid! Theodor Storm.